

Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 2. Posen, den 10. Januar. 1892.

Das Landkind in der Residenz.

Eine lustige Geschichte von Mariane Sell. (Nachdruck verboten.)

I.

Reisevorbereitungen.

Frau Brigitte Bertram saß beim Frühstück und las die neuesten Zeitungen, als der Postbote schellte und einen sehr umfangreichen Brief für sie abgab.

„Von Osterfeld", murmelte sie, „ich bin neugierig, was die Verwandten mir antworten!"

Dem Umschlage entfiel eine Anzahl Bogen. Da war zuerst ein kurzes Schreiben des Herrn Rittergutsbesitzers Bertram.

„Liebe Schwägerin! Meiner Frau war es bis jetzt noch nicht gelungen, mich zu überzeugen, daß es für das geistige und leibliche Wohl unserer Hedwig unumgänglich nöthig sei, daß sie ihre stille, friedliche Heimath verlasse, um das Leben in einer lauten, lärmenden Großstadt kennen zu lernen. Meiner Ansicht nach gehört ein Mädchen in's Elternhaus, auch wird es mir schwer, mich von dem Kinde zu trennen. Aber Deiner freundlichen Einladung kann ich unmöglich das gewöhnliche „Nein!" entgegensetzen und habe ihr die Erlaubniß ertheilt, Dich in der Residenz zu besuchen. Dein treuer Schwager Karl Bertram."

Der Brief seiner Gattin Hermine war bedeutend ausführlicher und wortreicher.

„— — Dank, tausend Dank, theuerste Brigitte! Wie lieb von Dir, daß Du auf meine Kriegslist eingegangen und meinem Mann nicht verrathen hast, daß ich so unbescheiden gewesen, bei Dir ohne sein Vorwissen anzufragen, ob Du wohl unser Hedchen auf einige Wochen bei Dir aufnehmen würdest? Für ihr Kind bringt eine Mutter jedes Opfer, auch das, ihren guten, braven Gatten zu hintergehen und Ränke zu schmieden. Du weißt, wie eigenthümlich er ist! Weil es ihm auf dem Lande, in unserem Osterfeld, am besten gefällt, meint er, auch für Andere sei es der schönste Ort der Welt, und ich halte es für so wünschenswerth, daß unsere Hedwig Gelegenheit finde, im großstädtischen Leben ihren Ideenkreis zu erweitern, neue Vorstellungen in sich aufzunehmen und Erfahrungen zu sammeln. Du bist die Einzige, der sie mein Mann anvertrauen würde, und kannst stolz auf diese Auszeichnung sein! Daß Du, wie Du schreibst, zurückgezogen lebst, nur Umgang mit älteren Damen pflegst und Hedwig weder Bälle noch sonstige rauschende Vergnügungen bieten kannst, hat ihn vorzugsweise angesprochen. Er hat ja so sonderbare Ansichten! Hedwig soll nie heirathen — immer bei uns bleiben, verlangt er in seinem Vater-Egoismus. Daß Osterfeld stets ihre Heimath bleibe, haben ihm unsere Söhne feierlich versprechen müssen. Wie engherzig es sein würde, wenn wir sie aus selbstsüchtigen Absichten der wahren Bestimmung des Weibes entzögen, will er nicht einsehen und betrachtet jeden jungen Mann, der unser Haus betritt, als einen Räuber, der uns unser edelstes Kleinod entreißen möchte. Die Herbstmanöver, die uns im vorigen Jahre zahlreiche Einquartierungen brachten, waren für ihn die Quelle unbeschreiblicher Aufregung. Am liebsten hätte er Hedwig eingeschlossen — in ein Kloster gesperrt —, damit sie nur Keiner zu Gesicht bekäme; und als er sie im Garten im harmlos heiteren Gespräch mit einem jungen Offizier getroffen, that er, als sei unserem Hause Unheil widerfahren, als sei ein Wolf in unseren Schafstall eingebrochen. Wenn unsere Hedwig wirklich einmal Neigung zu einem Manne faßte — ich darf dem Gedanken nicht nachhängen —, es würde entsetzliche Kämpfe kosten! In die Ferne läßt er sie nicht ziehen, nur wenn sie in unserem Osterfeld bliebe, könnte man ihm vielleicht ein „Ja" abschmeicheln. Aber ich spreche da von Dingen, die noch in weiter Ferne liegen und sorge mich unnöthigerweise. Sie ist noch so jung, das reine Kind, aber gut, herzensgut — Du wirst Deine Freude über sie haben; auch für mich ist die Trennung von ihr ein schweres Opfer — ich werde die Tage zählen, bis das Frühjahr sie mir wiederbringt. Nicht wahr, liebe Brigitte, Du führst sie uns selbst wieder zu und verweilst als unser hochgeehrter Gast so lange bei uns in Osterfeld, als es Dir in unserem Stillleben behagt. Uebrigens" u. s. w.

Der dritte Brief war von Hedwig Bertram.

„Liebste, beste, einzige Tante! Du kannst kaum glauben, wie glückselig ich bin! Ich soll den Winter bei Dir in der schönen, herrlichen Stadt verleben, von der ich schon so viel gehört! Ich weiß, es ist herzlos und undankbar von mir, aber ich kann den Tag nicht erwarten, wo ich Osterfeld und meine Eltern verlassen darf, um in Deine Arme zu eilen!" —

So herzlich und liebevoll die geschriebenen Worte auch klangen, es wollte ihnen nicht gelingen, die finsteren Mienen der Frau Brigitte aufzuheitern; ihre Augen blickten so streng wie gewöhnlich, sie rümpfte zuweilen die Nase, und um ihre schmalen Lippen spielte ein mitleidiges Lächeln.

„Die gute Hermine! Sie war von jeher etwas redselig und exaltirt, und mein Schwager ist derselbe sonderbare Kauz wie einst mein guter Mann. Er mag doch froh sein, wenn sich das Mädchen gut verheirathet! Alte Jungfern giebt's genug in der Welt, auch ist sie wohl schwerlich eine solche auffallende Schönheit, daß er sie einsperren müßte, um sie vor Verehrern zu behüten. Er kann ruhig sein, es wird sich hier Niemand um sie bekümmern! Wohlhabend ist ja mein Schwager, aber

die beiden Söhne werden wohl, wie das Sitte ist, bevorzugt werden, und wenn heutzutage ein Mädchen nicht gleich ein paar Tonnen Gold als Mitgift aufzuweisen hat, fragt kein junger Mann nach ihr, und wäre sie das tugendhafteste, vorzüglichste Wesen! Das kennen wir schon!—

Und wie entzückt schreibt die Kleine! Als ob ihr bei mir die wunderbarsten Freuden winkten — sie wird über mein einförmiges Leben staunen! Daß sie auch nicht bemerkt haben, wie gezwungen und frostig ich die Einladung abgefaßt! Aber auf dem Lande sind die Menschen so harmlos! Mir liegt doch wahrhaftig nichts daran, mich mit anderer Leute Kindern zu plagen, aber jetzt hilft es nichts, ich muß der Familie Bertram ein Opfer bringen. Freilich, meine Minna wird ungehalten sein!"

Frau Bertrams Ahnungen bestätigten sich sofort, als ihre langjährige Dienerin erfuhr, daß ihre Herrin, ohne ihren Rath einzuholen, ihre Nichte eingeladen; sie war höchst entrüstet und prophezeite allerlei Unheil.

„Denken Sie an mich, Sie werden es später bereuen! Was soll denn das junge Ding bei uns? Entweder sie langweilt sich zu Tode, oder Sie müssen mit ihr in Gesellschaft gehen, und da giebt's Unruhe, Unpünktlichkeit und Aufregung — lauter Dinge, die Sie hassen! Verwöhnt wird sie sein — sie hat gewiß zu Haus eine Reihe schöner Zimmer zu ihrer Verfügung, und hier bei uns das kleine winzige Gaststübchen! In Osterfeld ist sicher eine Menge Dienstboten, das sage ich Ihnen gleich, Frau Bertram, ich habe gerade genug zu thun, wenn ich etwa Ballkleider plätten soll, das Fräulein frisiren und anziehen, da kündige ich Ihnen den Dienst! Als Kammerjungfer habe ich mich nicht vermiethet!"

Frau Bertram seufzte. Die Unannehmlichkeiten begannen bereits, noch ehe ihre Nichte ihr Haus betreten, und wenn nicht Minna eine ehrliche arbeitsame Person gewesen, würde sie schwerlich ihr unpassendes Betragen geduldet haben.

So gab sie sich Mühe, sie zu beruhigen und versicherte ihr, daß Hedwig einfach erzogen sei und keine Störung der Hausordnung herbeiführen würde, ohne indeß einen besonderen Erfolg zu erzielen. Minna war ungläubig und zeigte ihre üble Laune auf jede Weise.

Frau Bertram, die früher mit ihrem Gatten in einer großen Fabrikstadt gelebt hatte, wo er ein bedeutendes Geschäft besaß, war nach seinem Tode in die Hauptstadt gezogen, hauptsächlich um da von allen gesellschaftlichen Verpflichtungen befreit zu sein. Obschon ihre behaglichen Vermögensverhältnisse ihr diese Zurückhaltung nicht auferlegten, so leitete sie doch ein angeborener Hang zur Sparsamkeit, auch empfand sie kein besonderes Verlangen nach regem Verkehr mit Menschen; sie war am liebsten für sich, und da sie selbst nie Kinder besessen, fühlte sie auch kein besonderes Interesse an jungen Leuten und konnte sich nicht in ihr Denken und Empfinden hinein versenken. Mit den Verwandten ihres Mannes hatte sie seit seinem Tode nur in spärlichem Verkehr gestanden, und schüttelte jetzt selbst den Kopf über ihre unbegreifliche Schwäche, das junge Mädchen zu sich einzuladen. Ihre Wohnung lag in der Kastanienstraße, einer der belebtesten der Residenz, aber so elegant und geräumig auch die Zimmer waren, so eng und beschränkt hatte man die übrigen Räume bedacht, wie das in Großstädten leider der Fall zu sein pflegt, und nur mit Mühe wollte es gelingen, das kleine Stübchen zur Aufnahme eines Gastes herzurichten, wobei Minna nur widerwillig Beistand leistete, und so viel Hemmsteine in den Weg wälzte, als ihr möglich war.

„Wenn aber das Fräulein eine Unmasse Sachen mitbringt", brummte sie verdrießlich, „dann weiß ich nicht, wo wir sie unterbringen sollen!"

„Daran ist nicht zu denken", versicherte Frau Bertram, „im Gegentheil, ich fürchte, wir werden sie etwas großstädtisch herausputzen müssen, damit man ihr das Landmädchen nicht ansieht. Osterfeld liegt etwas abseits von der Kultur, und meine Schwägerin war von jeher sehr einfach!"

Ach, wie würde die gute Frau Bertram gestaunt haben, wäre es ihr vergönnt gewesen, einen Blick in das Osterfelder Herrenhaus zu thun.

Ihre Schwägerin lief treppauf, treppab und betrieb in fieberhafter Thätigkeit die Reisevorbereitungen. Hedwig sollte stilgerecht in der Residenz erscheinen, dem Namen Bertram Ehre machen. Hüte, Mäntel, Stoffe hatte man aus den ersten Magazinen Leipzigs verschrieben, Schneiderinnen, mit den neuesten Modejournalen bewaffnet, waren in Osterfeld eingezogen, von früh bis Abends klapperten Scheere und Nähmaschine, glühten Bügeleisen, und das Anprobiren nahm kein Ende. Alle möglichen Witterungserscheinungen: strenge Kälte — Schnee — Sonnenschein — Regen hatte man bei Wahl der Kleidungsstücke in Betracht gezogen; vom Morgenrock bis zum Gesellschaftskleid, vom Promenadenumhang bis zum pelzgefütterten Abendmantel war Hedwig überreich ausstaffirt, und Wäschevorräthe wurden für sie eingepackt, als ginge die Reise in unwirthliche Gegenden, wo die Erfindung der Seife noch unbekannt.

Aber nicht für das liebe Töchterchen war sie besorgt, auch zum Besten der lieben Schwägerin trat sie eine Rundreise durch Küche, Keller und Vorrathskammern an. Hedwig sollte nicht mit leeren Händen erscheinen, eine Ader vom Osterfelder Ueberfluß durch sie in die großstädtische Haushaltung geleitet werden, und ihre übergroße Freude kannte keine Grenzen. Daß Speck, Schinken, Würste und Butter willkommen sein würden, nahm sie als unzweifelhaft an und gerieth nach und nach in immer größeren Eifer. Borsdorfer Aepfel, Tafelbirnen, Nüsse, allerlei Gemüse, Backobst, eingelegte Früchte, selbstgebackener Kuchen, und ein riesengroßes Brot wurden auf ihr Geheiß verpackt, im Geflügelhof ein entsetzliches Blutbad angerichtet, denn solche feiste Enten, Hühner und Kapaunen gab's schwerlich in der Residenz; ja, sie würde einen Krug ihres vorzüglichen Trinkwassers beigefügt haben, wenn sie nur gewußt hätte wie?

Aber auch Hedwig war unterdessen nicht müßig gewesen; es gab so unendlich viele Dinge, an denen ihr Herz hing, von denen sie sich nicht trennen mochte. Nicht nur ihre sämmtlichen Lieblingsbücher, nein, auch französische und englische Grammatiken und Wörterbücher sollten sie begleiten, damit sie sich in einem besonders schwierigen Falle Raths erholen könne; alle Musikstücke, die sie je in der Klavierstunde bei ihrer Erzieherin gespielt, alle Arbeitskästchen und Körbchen, die sie besaß, vom Schreib- und Nähtisch allerlei Kleinigkeiten. Und als sie noch zum Schluß die Porträts ihrer Eltern und Brüder und eine Ansicht vom Osterfelder Herrenhaus von der Wand genommen und in ihren großen Reisekoffer untergebracht, konnte sie ihre Vorbereitungen als beendet ansehen. So war denn der heißersehnte Tag der Abreise gekommen, und als der Morgen kaum graute, rollte die schwerfällige, altmodische Glaskutsche mit Hedwig und ihren Eltern zur nächsten Eisenbahnstation, während ein mit kräftigen Ackergäulen bespannter Wirthschaftswagen unter der Last von unzähligen Koffern, Körben, Kisten, Kasten und Schachteln bedenklich hin- und herschwankte. Obenauf thronte die Beisteuer des Herrn Bertram: ein Sack Kartoffeln, ein selbstgeschossenes Reh und vier Hasen!

II.

Die Ankunft.

Der kurze Novembertag nahte bereits seinem Ende — schon brach die Dämmerung herein.

Kalter Regen rieselte vom Himmel, und der Wind schüttelte von den Promenadenbäumen die letzten welken, gelben Blätter herab, die die Stadtbewohner im Frühjahr mit so lebhaftem Entzücken begrüßt hatten — war doch der Lenz auch in ihre dunkeln Mauern eingezogen. Es war kein besonderes Vergnügen, unterwegs zu sein, und Frau Bertram schritt fröstelnd in der Bahnhofshalle auf und nieder; sie wartete auf ihre Nichte Hedwig. Ob sich der Zug verspätet hat? Aber da ertönt ja das Signal, die Perronthüren werden geöffnet, und vom Dampfroß gezogen rollt die Wagenreihe langsam heran.

Jedoch noch immer heißt es: warten! Denn ehe nicht der sich zur Abfahrt rüstende Schnellzug das Geleise verlassen, dürfen die Reisenden nicht aussteigen. Prüfend läßt Frau Bertram ihre Blicke über die Wagenfenster gleiten, da ertönt der Ruf einer jugendlich hellen Stimme: „Tante Brigitte! Tante Brigitte!" Sie hat es wohl vernommen, aber sie antwortet nicht; ihr ist jede Art von Aufsehen verhaßt, und schon lächeln die Leute über das junge Mädchen, das so eifrig mit einem Tuche weht.

„Tante Brigitte, Tante Brigitte, da bin ich!" „Hier, hier",

antworten endlich zwei junge Männer dicht neben Frau Bertram, „grüß' Gott, liebe Nichte!“ und schwenken ihre Mützen. Alle Umstehenden lachen, aber anstatt sich verlegen zurückzuziehen, nickt das Mädchen freundlich, doch gewiß den jungen Herren — der mürrisch blickenden Dame, die so eifrig den Fahrplan studirt, kann es doch unmöglich gelten!

„Ein lustiger Käfer“, lachte der Eine, „wir wollen ihr beim Aussteigen behilflich sein, die „Tante Brigitte“ scheint durch ihre Abwesenheit zu glänzen.“

So eilen sie denn schleunigst auf das Damencoupe zu, das soeben vom Schaffner geöffnet wird.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß wir Ihnen unseren Beistand anbieten —“, aber erschrocken prallen sie zurück, denn die junge Dame hält vorsichtig in ihren Armen ein großes weißes Paket, mit blauem Schleier verhüllt — ein Wickelkind! — und eine Milchflasche! „Donnerwetter, ein Kindermädchen! Jetzt haben wir uns gründlich blamirt“, so murmeln sie und verschwinden im Menschengewühl.

Hedwig hatte von alledem nichts bemerkt, ihre Aufmerksamkeit nur auf ihre Pflegebefohlene gerichtet; vorsichtig war sie mit ihrer Last herabgestiegen und kam geradeswegs auf ihre Tante zu, die sie sprachlos anstarrte.

„Da bin ich, Tante Brigitte, Du kennst mich wohl gar nicht mehr? Hast wohl auch mein Rufen nicht gehört? Einen Kuß kann ich Dir erst geben, wenn ich das herzige Püppchen abgeliefert habe.“

„Mein Himmel“, stöhnte Frau Bertram, „wem gehört denn das Kind?“

„Meiner Reisegefährtin“, antwortete Hedwig unbefangen. „Sie hat noch drei Kinder bei sich, und da bin ich ihr unterwegs ein wenig behilflich gewesen und habe ihr das Kleinste abgenommen. Sieh nur den goldigen Lockenkopf!“ und sie lüftete den blauen Schleier.

Indeß, Frau Bertram war durchaus nicht in der Stimmung, das fremde Kind zu bewundern. Sie ging schnurstracks auf die junge Frau zu und forderte sie energisch auf, sofort der jungen Dame ihr Kind abzunehmen.

„Ach, lassen Sie es nur noch ein Weilchen“, antwortete diese sehr ruhig. „Sie sehen ja, es macht ihr Spaß; wenn sie nicht so nett mit Kindern umzugehen wüßte, hätte ich ihr mein Lenchen garnicht anvertraut; ich bin so bepackt mit den vielen, vielen Sachen und habe die Hände gar nicht frei. Ich hoffte, meine Schwester würde mich abholen!“

Frau Bertram war starr vor Staunen. Die wildfremde Frau verfügte über ihre Nichte, als sei diese in ihren Diensten, und sie würde ihrer Entrüstung Worte gegeben haben, wenn nicht glücklicherweise in diesem Augenblick die sehnlichst erwartete Schwester eingetroffen wäre. Jetzt begrüßte man sich erst umständlichst, und nun wanderte endlich Klein-Lenchen auf die Arme ihrer neuen Tante, und Hedwig konnte sich als entlassen betrachten, nachdem sie auch noch die Milchflasche abgeliefert.

„Komm, Hedwig“, mahnte die Tante.

„Nur noch einen Augenblick Geduld, Tante Brigitte, ich muß doch Adieu sagen!“

Es dauerte ziemlich lange, bis sie die Kinder der Reihe nach abgeküßt und deren Mutter die Hand geschüttelt hatte.

„Vergessen Sie ja nicht, daß sie mir versprochen haben, mich bei meiner Tante aufzusuchen: Kastanienstraße 18, und bringen Sie alle die lieben Kinder mit“, so bat Hedwig nochmals.

„Aber so komme doch, drängte die Tante von neuem und faßte Hedwig bei der Hand, „wir sind richtig die Allerletzten und werden wahrscheinlich keinen Fiaker mehr bekommen!“

„Ich muß noch mein Handgepäck an mich nehmen“, entschuldigte sich Hedwig — „ja, wo ist denn der Zug?“

Fort war er, über alle Berge, und sie betrachtete gänzlich rathlos das leere Geleise, als sei er zwischen den Schienen in die Tiefe hinabgesunken! Frau Bertram gerieth durch diesen neuen Aufenthalt in die größte Aufregung. War das ein Fragen, Suchen und Hin- und Herlaufen! und noch dazu ohne jedes Resultat, denn als sie unter Führung eines Beamten den Flüchtling in einem Wagenschuppen angetroffen, waren die vermißten Habseligkeiten nicht vorzufinden!

Wüthend und kleinlaut kehrten Tante und Nichte zum Bahnhofe zurück, aber da kam man ihnen mit der Freudenbotschaft entgegen: „daß eine Anzahl Reiseeffekten als herrenloses Gut aufgehoben und bereits in die Verwahrung eines Oberbeamten gegeben sei.“

(Forsetzung folgt.)

Tante Irene.

Ein Briefwechsel von E. Fahrow.

Schloß Ermeln, 4. April 1891.

— und darum erkläre ich Dir, lieber Neffe, daß Du mich nicht zu sehen bekommst; wenigstens nicht eher, als bis Du gefügiger geworden bist. Wie! Seit einem Jahre korrespondiren wir, seit einem Jahre kennst Du meine Grundsätze über den nöthigen Altersunterschied bei Eheleuten, und dennoch kommst Du mir mit diesem — verrückten Projekt, eine Frau zu heirathen, die nur ein Jahr jünger ist als Du! Daraus wird nichts, mein Kind. Glaube meiner Erfahrung und schlage Dir den Plan aus dem Sinn.

Die hundert Thaler für Deinen neuen Hund folgen anbei. Ich liebe selbst große Doggen, sonst würde ich Dich bitten, ein wenig schonender mit meiner Kasse umzugehen. So aber sei Dir verziehen.

Im Uebrigen — ich sterbe noch lange nicht und habe mein Testament auch noch nicht gemacht. Dies zur gefälligen Beachtung.

Deine wohlgewogene Tante Irene.

* * *

Hackeberg, 5. April 1891.

Theuerste Tante!

Sie sind wahrlich zu gütig. Kaum wagte ich, Ihnen meinen unüberlegten Kauf zu gestehen, da unterstützten Sie mich schon wieder mit Geld und Ihrer so viel werthvolleren Verzeihung. Wenn Sie nur endlich die eine große Grausamkeit aufgäben, mich nicht sehen zu wollen. Nun wohnen wir drei Meilen auseinander, Sie auf Ihrem einsamen Schloß, ich als ehrwürdiger Assessor in Ihrem eigenen Kreisstädtchen, und noch immer wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen meine Ehrerbietung zu Füßen zu legen! Warum nicht? Hat denn mein verehrter Großonkel Ihnen vor seinem Tode eine so abschreckende Schilderung von mir gegeben? Und er nannte mich doch immer nur seinen très-cher neveu. Oder wollen Sie wie andere „zweite Frauen“ Ihre Rolle als Stieftante spielen, weil Sie nicht meine Stiefmutter sein können?

Aber meine Angebetete heirathe ich doch! Selbstverständlich nur mit Ihrer Einwilligung. Aber so wahr der Himmel über uns blaut, Sie werden sie geben. Kennen Sie nur erst dieses süße, braunlockige Geschöpf.

Mein Zug nach Berlin geht in fünf Minuten ab — Sie wissen — meine einzige Erholung — und sie ist heut in der Oper.

Ich küsse Ihnen in kindlicher Ergebenheit die gütigen Hände.

Ihr gehorsamer Neffe Mathias.

* * *

Ermeln, 11. April 1891.

Nicht die Schilderungen meines seeligen Gatten, sondern meine eigenen „Marotten“ sind es, die mir vorläufig das Vergnügen, Dich bei mir zu sehen, verbieten. Ich bin eine grämliche Tante, und wenn ich Dir auch von Zeit zu Zeit ganz liebens-

würdige Briefe schreibe, so brauchst Du Dir daraus durchaus kein Bild über mich zu formen. Mon dieu, liebes Kind, man hat seine Schwächen.

So habe ich Dich aus Anlaß meiner häufigen Fahrten nach Berlin schon oft genug gesehen, ohne daß Du es wußtest. Du bist ein ganz aimabler Mensch, aber Deiner thörichten Verliebtheit werde ich dennoch keine Rechnung tragen. Deine braunlockige Hebe habe ich ebenfalls in der Oper gesehen (Du hast ihr allerdings genügend die Cour gemacht), sie ist eine ganz koquette Person.

Schicke mir doch noch eine Photographie von Dir — Profil, wenn möglich, und im Ueberrock; ich habe gern so junge Gesichter um mich her und werde Dich über meinem Schreibtisch aufhängen — Du Strick!

Deine Tante Irene.

* * *

Hackeberg, 18. April 1891.

Theuerste Tante!

Hier haben Sie mein Bild in Folioformat; damit Sie den armen Sünder besser aufhängen können, habe ich ihn in einen Rahmen gesteckt, der aus „selbsterlegten Hirschgeweihen" gefertigt ist.

Nun gestatten Sie mir aber in aller Ergebenheit ein ernstes Wort:

Sie nennen Irene — denn, veuillez le pardonner, meine zukünftige Gemahlin trägt Ihren eigenen „ambraduftigen Mädchennamen" — eine Koquette. Ich kann dies nicht mit anhören, ohne den Ausdruck zu beschränken. Sie mag koquett sein — aber von einer reizenden, natürlichen Koquetterie, die nichts Falsches an sich hat. Sie weiß vielleicht, wie gut es ihr steht, wenn sie die Haare glatt scheitelt, anstatt wie alle Damen sich einen Hottentottenpuff über die Stirn zu legen; sie weiß vermuthlich auch, daß sie mich beglückt, wenn sie auf eine bestimmte Art lächelt, so daß sie erröthet (sie erröthet und lächelt immer zugleich — aber nur, wenn sie zu mir spricht!) — kurz sie ist keine von jenen unmöglichen Naiven, die keine Ahnung von der Wirkung ihrer Reize haben. Aber deshalb kehrt sie sie dennoch nie absichtlich heraus. Im Gegentheil ist sie das natürlichste und unbefangenste Wesen, das ich jemals kennen gelernt habe.

Erbarmen Sie sich, gnädigste Tante, und nennen Sie mir einen Tag, an dem ich kommen darf, Ihnen persönlich meine Bitten vorzutragen und Ihnen ein Vorurtheil zu nehmen, welches ebenso betrübend für mich wie ungerecht an sich ist!

Mit ergebensten Grüßen

Ihr gehorsamer Neffe Mathias.

* * *

25. April.

Liebes Kind!

Nachdem ich verschiedene Erkundigungen eingezogen habe, erkläre ich Dir auf das Ernsthafteste, daß Du zu wählen hast zwischen der jungen Frau Irene und mir — d. h. Deiner Erbschaft. Diese raffinirte Person ist fast vermögenslos, fast so alt wie Du, und will augenscheinlich nur eine gute Parthie machen. Antworte mir, daß Du die Sache aufgiebst, und ich will mich nicht länger sträuben und Dir eine Audienz bewilligen. Ohne das — existirst Du für mich nicht länger.

Deine Tante Irene.

* * *

26. April 1891.

Meine theure Irene!

Mit schwerem Herzen komme ich heut und stelle Sie vor eine Entscheidung, die für mich Alles, oder Nichts bedeutet. Lesen Sie den einliegenden Brief meiner Großtante, der Ihnen klarer als alle Erläuterungen sagen wird, wie es mit uns steht.

Verzeihen Sie der alten, verbitterten Frau den Ton, in welchem sie von Ihnen spricht. Gegen fixe Ideen ist eben nicht zu streiten. Mein Gott, wenn die Tante Sie kennte! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ich für meinen Theil mich entscheide. Was soll mir alles Gold der Welt ohne Sie! Lassen Sie mich ohne Pathos sprechen: ich halte Ihre Hand höher als mein Leben; wenn Sie auch jetzt noch die Meine werden wollten, Irene, die Frau eines einfachen Amtsrichters ohne Vermögen! — Ich erwarte in diesen Tagen meine feste Anstellung — wollen wir uns ein ganz kleines, warmes Nestchen bauen, Irene, ohne Prunk und Schein? Und wollen Sie auch dort mit mir glücklich sein?

Ich bin in begreiflicher Erregung und werde diesen Brief mit meinem alten Freunde Hans in die Stadt schicken. Mit dem nächsten Zuge soll er mir Ihre Antwort zurückbringen; ich selbst — ich bin zu feige, um mir persönlich in Berlin mein — vielleicht mein Todesurtheil zu holen!

Hans reist heut Abend noch weiter, lassen Sie ihn nicht den Zug versäumen!

Immer, immer, Irene, Ihr getreuer Mathias.

* * *

Berlin, 26. April.

Theuerster Freund!

So sehr es mich auch betrübt, Ihrer Tante Mißtrauen zu genießen, so wenig kann dies doch mein Denken und Lieben beeinflussen. Ich bin die Ihre, Mathias, im Guten und im Bösen. Nachdem ich einmal an der Seite eines alternden Mannes lernen mußte, wie schwer es ist, unglücklich zu sein, bin ich gern bereit, an Ihrer Seite zu lernen, glücklich zu sein. Führen Sie mich, mein Theurer, und lehren Sie es mich. Wollen Sie?

Ihre lieben innigen Zeilen haben mich zu Thränen gerührt. Auf Wiedersehen morgen.

Ihre Irene.

* * *

Hackeberg, 30. April.

Verehrteste Tante!

Gestatten Sie mir, Ihnen nochmals für alle erwiesene Güte zu danken. Irene und ich bleiben einig. Wenn mich Eines betrübt, so ist es, Ihnen nun alles Gute, das Sie mir gethan haben, nicht mehr vergelten zu können. Seien Sie trotzdem versichert, daß ich niemals aufhören werde zu sein

Ihr dankbarer Neffe Mathias.

* * *

Schloß Ermeln, 28. April.

Lieber Neffe!

Besuche mich, bitte, morgen um drei Uhr.

Deine Tante Irene.

* * *

Hackeberg, 30. April.

Hans, alter Freund!

Komm geschwind zu meiner Hochzeit her, wir heirathen in vierzehn Tagen. Tante Irene und Schloß Ermeln sind mein, woran mir gar nichts gelegen ist, d. h. ich meine an dem Schloß. Ich bin ein Mensch, der vor Glück ganz unsinnig ist und also keine vernünftigen Briefe schreiben kann. —

Meine Großtante und Irene sind eine Person — alles war nur Prüfung und Probe, die süße Hexe war in Berlin immer nur unter ihrem Mädchennamen. Sie traute ihrem mächtigen Liebreiz so wenig — hätte ich mich in sie als in die Tante verliebt, so wäre ihr das als Spekulation auf das Ermeln'sche Vermögen erschienen — daher das Examen.

Meinst Du etwa, ich müßte ihr dieses Mißtrauen übel nehmen? Keineswegs! Ich bin gar nicht so sicher, ob nicht eine ganze Anzahl meiner Bekannten eine schöne Frau fahren lassen und dafür das Schloß ꝛc. einheimsen würden. Freilich keine Irene! Die läßt man nicht fahren, und wenn der alte, gute Beelzebub selber es wollte.

Sage mir nicht, Du könntest zur Hochzeit nicht kommen, weil Du arbeiten müßtest oder Lawntennis spielen oder sonst etwas Nothwendiges. Ich werde Dir etwas verrathen: Es giebt zum Dessert Yquem. Nun bin ich Deines Erscheinens sicher.

Immer Dein gänzlich unverdient in den Seligkeitsstand erhobener, aber sich (wie üblich) in dieser unverdienten Höhe höchst behaglich fühlender

Mathias.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.